

FORUM: "Joachim Radkau: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens"

Freytag, Nils; Gerhardt, Uta; Hahn, Barbara; Hübinger, Gangolf; Radkau, Joachim

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Freytag, N., Gerhardt, U., Hahn, B., Hübinger, G., & Radkau, J. (2008). FORUM: "Joachim Radkau: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens". *Historical Social Research*, 33(2), 331-350. <https://doi.org/10.12759/hsr.33.2008.2.331-350>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

FORUM: „Joachim Radkau: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens.“

Mit Beiträgen von Nils Freytag, Uta Gerhardt, Barbara Hahn, Gangolf Hübinger und Joachim Radkau

Debatte zu: Joachim Radkau: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens, München: Carl Hanser 2005, 1008 S., 30 Abb., ISBN 3-446-20675-2.

Einführung von Nils Freytag*

Joachim Radkaus dickleibige Weberbiografie gehört zu den meist besprochenen Neuerscheinungen des vergangenen Herbstes. Das Presseecho war nahezu einhellig positiv, in den meisten Fällen geradezu enthusiastisch: „eine ausgezeichnete, methodisch faszinierende Biographie“ (DIE WELT, 7.1.2006), eine „fesselnde Lebensgeschichte“ (Frankfurter Rundschau, 7.12.2005), „die erste Weber-Biografie, die diesen Namen verdient“ (Neue Züricher Zeitung, 18.10.2005), „ein hochspannendes Buch“ und gar – was auch immer das heißen mag – ein „Grund zur Hoffnung für die deutsche Geisteswissenschaft“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.10.2005). Nur selten werden verhalten-kritische Töne beigemischt: eine „Glanzleistung mit Grenzen“ (Süddeutsche Zeitung, 10.12.2005) sowie eine „auch ermüdende Monumentalstudie“ (DIE ZEIT, 13.10.2005). Jüngst freilich zeigte sich der Soziologe Dirk Kaesler (DER SPIEGEL, 23.01.2006) äußerst enttäuscht und beanstandete unter anderem die „Verdunkelung des Werks durch die indiskrete Helligkeit der Bloßstellungen“.

Diesen Reaktionen werden hier die wohl abgewogenen *Sehepunkte* ausgewiesener Experten von Epoche, Werk und Biografie Max Webers zur Seite gestellt. Gewonnen werden konnten dafür:

Uta Gerhardt. Die Soziologin war bis zu ihrer Emeritierung Professorin für Allgemeine Soziologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, nachdem sie zwischen 1980 und 1993 zunächst einen Lehrstuhl für Medizinische Soziologie in Gießen innehatte. Den Gründungsvater der modernen wissenschaftlichen Soziologie behandelte sie intensiv in Forschung und Lehre, so auch bei ihren wiederholten Aufenthalten an amerikanischen und englischen Universitäten. Jüngere Früchte dieser jahrzehntelangen Beschäftigung sind neben zahlrei-

* First published: Forum: Joachim Radkau: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens, München: Carl Hanser 2005. In: *sehepunkte* 6 (2006), Nr. 2; <<http://www.sehepunkte.de/2006/02/index.html>> (Rezensionen); *sehepunkte* 6 (2006), Nr. 4; <http://www.sehepunkte.de/2006/04/mweber_k.html> (Kommentar und Replik).

chen Aufsätzen unter anderem die 2001 bei Suhrkamp erschienene wissenschaftsgeschichtliche Studie „Idealtypus. Zur methodologischen Begründung der modernen Soziologie“ sowie der 2003 herausgegebene Band „Zeitperspektiven. Studien zu Kultur und Gesellschaft. Beiträge aus Geschichte, Soziologie, Philosophie und Literaturwissenschaft“.

Barbara Hahn. Die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin ist seit 2004 Distinguished Professor of German an der Vanderbilt University in Nashville / Tennessee (USA). Zuvor war sie in Princeton und Hamburg tätig. Sie befasst sich seit rund 20 Jahren mit Max und Marianne Weber. Ihre Weberlektüren und -publikationen kreisen vorrangig um Fragen des intellektuellen Verhältnisses von Frau und Mann, um die Bedeutung von Irrtümern für produktives Denken sowie um Orte des Wissens. Diese Problemzusammenhänge interessieren Hahn auch in ihren jüngsten, mit Recht viel beachteten Publikationen: „Die Jüdin Pallas Athene. Auch eine Theorie der Moderne“ (2002, als Taschenbuch 2005) sowie in der im Herbst 2005 erschienenen Studie „Hannah Arendt. Leidenschaften, Menschen und Bücher“.

Gangolf Hübinger. Der Historiker ist seit 1994 Professor für vergleichende Kulturgeschichte der Neuzeit an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder). Er ist gewiss einer der besten Kenner der Geschichte des Deutschen Kaiserreichs, was nicht zuletzt seine 1994 erschienene Habilitationsschrift „Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland“ vorzüglich dokumentiert. Hübinger forscht und lehrt seit über 25 Jahren kontinuierlich zu Max Weber und er ist seit vergangenem Jahr Mitherausgeber der Max-Weber-Gesamtausgabe. Im März erscheint bei Vandenhoeck & Ruprecht sein neuestes Buch: „Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit. Eine Intellektuellengeschichte.“

Rezension von Uta Gerhardt *

Sollte es eines Tages einen biologicistic (re)turn in der Soziologiegeschichte geben, dürfte Radkaus voluminöse Studie über Max Weber unter den Werken, die im einundzwanzigsten Jahrhundert wieder den Anschluss an das neunzehnte suchen, allemal zu nennen sein. Nachdem in den letzten zwanzig Jahren weltweit eine beispiellose Weberrezeption die Sicht auf Werk und Person bei Mommsen (1959), Bendix (1960) und Baumgarten (1964) souverän zur gesellschaftsgeschichtlichen Familienbiografie Roths (2001) vervollkommen hat, bahnt sich nun der Rückfall in Theoreme an, die bereits zu Lebzeiten Webers

* Uta Gerhardt, Universität Heidelberg, Institut für Soziologie, e-mail: uta.gerhardt@soziologie.uni-heidelberg.de.

(wiewohl späterhin in den dreißiger Jahren in Deutschland nicht mehr) desavouiert waren.¹

Radkau gibt seiner Darstellung einen doppelt zu deutenden Untertitel – Die Leidenschaft des Denkens. Die zwei Bedeutungshorizonte: 1. Weber wird geschildert als erblich (oder anderswie) belastet mit Leidenschaften, die ihn in Abgründe seiner Biografie hineinführten, welche er allerdings meisterte durch heroische Arbeit am Œuvre – ein Mann „unter der Tyrannei der Natur und der Nerven“ (234 ff.) und 2. Weber wird gezeigt als Denker der Wilhelminischen und frühen Weimarer Zeit, der zunächst zur eigenen Lebensbewältigung und später im Spannungsfeld zwischen „Weltkrieg und Weltflucht“ (699 ff.) Werke schuf, die Weltgeltung erlangten.

Die drei Teile des Buches folgen lose den Schaffensphasen. Teil I behandelt die Zeit bis etwa zum Ende des 19. Jahrhunderts. Hier ist der eine Themenstrang die körperlich und seelisch folgenschwere Kindheitsgeschichte mit allerlei Belastungen (bzw. Belastbarkeitsgrenzen) und deren späteren Nachwirkungen. Der werkbiografische Themenstrang reicht von der Landarbeiterstudie über die Antrittsvorlesung bis hin zu den Börsenschriften, mit dem gemeinsamen Bezugspunkt prekärer „Bodenbindung“ Webers. (309) Die beiden Themenstränge vereinigen sich, wo Webers psychosomatischer Zusammenbruch – plausibel gegenüber Marianne Webers „Erklärung“, die den Vater-Sohn-Konflikt betont – als Schaffenskrise gedeutet wird.

Teil II nimmt die Zeit bis etwa zum Ende des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts in den Blick. Der Themenstrang der Leidenschaft behandelt nun die sexuelle Not und deren Überwindung durch Reisen, eine neue Sicht auf Selbstüberwindung durch religiöse Askese und schließlich Webers beginnendes Verständnis der Erotik. Der Themenstrang Denken wird durch lange Passagen zu „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ (zitiert nach einer Ausgabe von 1993, die sowohl dem Text von 1905 entspreche als auch die Fassung von 1920 berücksichtige) sowie den Schriften über Russland und den Abhandlungen zur Psychophysik der Industriearbeit abgedeckt. Die zwei Themenstränge fließen ineinander, wo eine auf Körper ebenso wie Geist verweisende „Suche nach Verallgemeinerbarkeit eigener Leidenserfahrung“ (434 ff.) angeblich Motiv Weberschen Wissenschaftsverständnisses war.

Teil III widmet sich dem letzten Lebensjahrzehnt. Der Themenstrang Leiden/Leidenschaft macht nun das Charisma zum Ausgangspunkt eines Berichts über Webers endlich erfülltes Liebesleben. Das analytische Werk wird im Sinne eines „versteckten Naturalismus in Wirtschaft und Gesellschaft“ (643 ff.)

¹ Wolfgang Mommsen: Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920, Tübingen 1959; Reinhard Bendix: Max Weber. An Intellectual Portrait, Garden City NY 1960; Eduard Baumgarten: Max Weber. Werk und Person, Tübingen 1964; Günther Roth: Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800-1950. Mit Briefen und Dokumenten, Tübingen 2001.

interpretiert. Die Quintessenz ist: Webers in den letzten Lebensjahren erotisch ausgelebter Masochismus sei ein Erfahrungshorizont, der zum Verständnis seiner intellektuellen Höchstleistungen durchaus beitrage.

Verdienstvoll an dem über tausendseitigen Konvolut ist jedenfalls, dass Webers (Er)Leben anhand von Quellenmaterial rekonstruiert wird – konsequenter als das Werk, das oftmals chronologisch ungenau anhand beliebiger Textfassungen geschildert wird. Die Korrespondenz aus drei Biografiephasen, insbesondere die Archivbestände aus Oerlinghausen, Berlin und München, sowie die biografischen Reminiszenzen Marianne Webers, Eduard Baumgartens und anderer naher Verwandter ergeben ein Lebensbild auf breiter Grundlage. Zu denen, die um Auskunft über Persönliches gebeten wurden, gehörte auch eine Urenkelin Else Jaffés (der späten Geliebten), als Enkelin bezeichnet. (938)²

Das „Faszinosum Max Weber“ ist heute verbürgt durch fast ein Jahrhundert Rezeptionsgeschichte: Weber ist die methodologische Begründung der modernen Soziologie zu danken. In Abkehr von Gesetzmäßigkeiten à la Kampf ums Dasein à la Soziologie des im späten neunzehnten Jahrhundert tonangebenden Herbert Spencer zeigte Weber, wie eine Soziologie zu denken ist, die dem Diktat des naiven Empirismus entgeht und ihre begrifflichen Grundlagen reflektiert. Talcott Parsons hat in den dreißiger Jahren gezeigt, dass Webers Theorie längst über den Sozialdarwinismus hinausgeführt hatte, ehe im damals zeitgenössischen Nationalsozialismus das Gewaltregime in Deutschland sich noch einmal sozialdarwinistisch zu legitimieren suchte. Der Gedanke methodologischer Grundlegung – per „Objektivität“ und „Wertfreiheit“ – war entscheidend für Webers Sozialwissenschaft jenseits des naturalistischen Empirismus der seinerzeit zeitgenössischen „Leipziger Schule“ (Karl Lamprecht, Wilhelm Ostwald, Wilhelm Roscher). Weber wusste, dass die Differenz zwischen Begriff und Gegenstand keine beliebigen Definitionen und auch keine geschichtsontologischen Setzungen erlaubt. Darin lag der Anfang der modernen Soziologie – wie auch für Georg Simmel. Dass genau jene Wirklichkeitswissenschaft, die sowohl Weber als auch (vor ihm) Simmel postulierte, perspektivische Erkenntnis war, sieht Radkau nicht. Sein voluminöses Lebensbild lässt wenig Spielraum für „Objektivität“ und „Wertfreiheit“ à la Weber.³

² Nebenbei sei bemerkt, dass die wiederholt erwähnte Verwandtschaftsbeziehung zwischen Max und Marianne Weber als „Onkel und Nichte“, die einander heirateten, (235, 661) enigmatisch bleibt, denn fest steht lediglich, dass Max Weber *sen.* der Großonkel Mariannes war. Ohne weiteren Kommentar teilt Radkau mit, dass Marianne ihren Mann nach zwölfjähriger Ehe gegenüber ihrer Schwiegermutter in einem Brief als „unser ‚Großer‘“ bezeichnete. (308)

³ Vgl. Karl-Ludwig Ay/Knut Borchardt (Hg.): Das Faszinosum Max Weber, Konstanz (im Erscheinen); H. H. Bruun: Weber On Rickert: From Value Relation to Ideal Type, Max Weber Studies, Vol. I, 2001, 138-160; Talcott Parsons: The Structure of Social Action. A Study in Social Theory With Special Reference to a Group of Recent European Writers,

Rezeptionsgeschichtlich ist die Nähe zwischen Simmel und Weber (für methodologische Überlegungen bis in die ersten Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts) gut belegt. Aber Radkau interessiert dies nicht. Er meint, für den Idealtypus, „Markenzeichen der Weberschen Methodik“, könne man „nahezu beliebig viele Stammbäume – von Aristoteles bis hin zu Simmel – konstruieren“. (417) Er ist überzeugt: „Im Menschen existiert aus Webers Sicht offenbar eine spontane Naturanlage zu derartigen ‚Gedankenbildern‘; diese Vorstellung [...] entspricht dem damals neuesten Stand der Evolutionsforschung“. (417) Und er doziert: „Jene ‚Idealtypen‘, die nach verbreiteter Meinung den Kern der Weberschen Methodologie ausmachen“, (155) hätten allenfalls symbolischen Gehalt, denn Verstehen sei für Weber „einführend“, wiewohl „unsentimental unter Wahrung rationaler Distanz“. (333) Dass Wirtschaft und Gesellschaft (fast) ausschließlich idealtypisch gefasste Begriffe verwendet, bemerkt Radkau nicht. Stattdessen mutmaßt er: Die „Methodischen Grundlagen“ dieses „hinterlassenen Hauptwerks“ – wie es Winckelmann (1986) nannte – seien kein tragfähiges Fundament der Weberschen Herrschafts- und Religionssoziologie. (964) Zum Charisma heißt es anlässlich etwa fünfzigseitiger Pikanterien über Sexualität und Ehe auf zweieinhalb Seiten über „NS-Erfahrung“ (612) gesprochen wird: „Hier steht am Anfang nicht der Begriff, sondern die Erfahrung und das durch das eigene Erleben in seiner Wirkungsmacht vergewisserte Phänomen“. (540)⁴

Hinsichtlich „Wertfreiheit“ – ohne Führungszeichen – meint Radkau, Weber hätte sie zwar in den Debatten des Vereins für Sozialpolitik eingefordert, aber selbst nicht einhalten wollen oder können. Dies verwundere nicht, denn dabei gehe es um andere Dinge als das wissenschaftliche Begreifen: „Webers Kampf gegen die Werturteile [...] ist von dem Bewusstsein der eigenen Leidenschaftlichkeit und der Notwendigkeit ihrer Abkühlung getragen“. (616) Dass „Wertfreiheit“ Verzicht auf Gesinnungsethik und ebenso Verantwortungsethik heißt, um systematische Begriffe zu bilden, wie Weber unter anderem den Münchner Studenten in seinen berühmten Vorträgen „Wissenschaft als Beruf“ und „Politik als Beruf“ auseinander setzte, ist für Radkau nebensächlich. Stattdessen sei das oft gescholtene Urteil richtig, Weber hätte „Wertfreiheit“ polemisch auf andere gemünzt und persönlich nicht auf sich bezogen – weshalb „Rettung der Wissenschaft vor den Werturteilen – und der Werte vor der Wissenschaft“ (622) ihm gleich wichtig gewesen wären: „In gewissem Sinne bedeuteten Webers Postulat der Wertfreiheit mitsamt der Methodik der Idealtypen nichts anderes als die Übertragung naturwissenschaft-

New York 1937; Uta Gerhardt: Idealtypus. Zur methodologischen Begründung der modernen Soziologie, Frankfurt am Main 2001; Dies.: Darwinismus und Soziologie. Zur Frühgeschichte eines langen Abschieds, Heidelberger Jahrbücher 45 (2001), 183-215.

⁴ Johannes Winckelmann: Max Webers hinterlassenes Hauptwerk: Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte, Tübingen 1986.

licher Einstellungen auf die Sozialwissenschaften“. (627) Und außerdem: „Der Kampf gegen das Werturteil ist nur eine Epoche seines Lebens – nicht so sehr angewandte Wissenschaftstheorie, sondern vor allem Phänomen einer Phase des befreienden Um-sich-Schlagens nach dem düsteren Jahrzehnt und nicht zuletzt auch Element der Weberschen Wissenschaftsreligion“. (642)

Aus Webers Wissenschaftslehre – mit einer Seitenangabe, die für dieses Buch nicht stimmen kann – stammt folgendes Zitat: „Alle Erkenntnis der Kulturwirklichkeit ist [...] stets eine Erkenntnis unter spezifisch besonderen Gesichtspunkten. [...] Wenn immer wieder die Meinung auftritt, jene Gesichtspunkte könnten dem ‚Stoff selbst entnommen‘ werden, so entspringt das der naiven Selbsttäuschung des Fachgelehrten, der nicht beachtet, dass er von vornherein kraft der Wertideen, mit denen er unbewusst an den Stoff herangegangen ist, [...] das herausgehoben hat, auf dessen Betrachtung es ihm allein ankommt“. (414) Die Frage muss gestellt werden: Welchen „besonderen Gesichtspunkt“ wählt Radkau, um „kraft der Wertideen, mit denen er unbewusst an den Stoff herangegangen ist“, jenen Zusammenhang zwischen Leben und Werk herauszuarbeiten, „auf dessen Betrachtung es ihm allein ankommt“? Auch der Autor einer Biografie muss sich fragen lassen: Welche Sicht seines „Stoffes“ bestimmt seine Darstellung? Welches Menschen- oder Gesellschaftsbild liegt Radkaus Verständnis des Lebens und Werks Webers zu Grunde?

Das Zauberwort heißt Natur. Insgesamt vier Dimensionen der Natur – aus der Sicht des Lebensbildes à la Radkau – sind zu unterscheiden. Ein erster Bedeutungszusammenhang, der sich durchweg findet, betrifft die Sexualität als psychosomatisches Phänomen, und zwar ihre Leugnung und ebenso die Leidenschaft und die Potenz (oder Impotenz) – unter den Stichworten „vegetativ“ (145, 249, 253), „Neurasthenie“ (212 f.) und schließlich Liebeskraft als Agens der Schaffenskraft: „M. Rainer Lepsius glaubt zu erkennen, erst 1912, als die Beziehungen zu Mina Tobler intimer werden, hätten Webers Klagen über psychosomatische Zusammenbrüche‘ aufgehört“. (948)

Eine zweite Dimension steckt im Stichwort Hassliebe – etwa Webers Hassliebe zur Natur, die sich in seiner ambivalenten Einstellung zu Bismarcks Patriarchalismus äußere, (148) seinem Selbsthass gegenüber den eigenen kulturellen Wurzeln im Luthertum, (498) Hassliebe zu den Deutschen (495-536) und schließlich das Animalische im Charisma, (604 ff.) im Feudalismus (663 ff.) und im eigenen unerfüllten (276) und schließlich erfüllten Liebesleben: „Und diese Macht, die Macht der Schönheit, beweist ihre Kraft gerade dadurch, dass sie jeglicher Moral spottet: ‚In jeden Frevel, jedes Verbrechen, Else von Richthofen, ginge ich mit Dir, wenn Du es mich je hießest [...]: jedes, keins ausgenommen‘.“ (798)

Der dritte Bedeutungshorizont zeichnet Natur als Schicksal, eine kosmische Macht, die „keine Gnade kennt“. (264) Teil I und II thematisieren das Schick-

salhafte einer Natur, die sich „rächt“ – Die Vergewaltigung der Natur und Die Rache der Natur (letzteres ist ein Zitat aus Marianne Webers Gattenbiografie).⁵ Radkau zitiert Jaspers aus einem Brief über Weber an Else Jaffé aus dem Jahr 1967, wo die Rede ist von einem „biologischen Prozess, der unentrinnbar ist“, (826) und ein Buch aus dem Jahr 1941 über Bismarcks Arzt, wo es heißt: „Die Natur präsentierte abermals unerbittlich ihre Rechnung“ (899) – woran Radkau jedenfalls soziologisch oder historisch nichts problematisch zu finden scheint.

Das vierte Szenario heißt Naturalismus. „Die sozialdarwinistische Überzeugung, die Gewalt sei ein naturhaftes Grundelement des menschlichen Lebens,“ so Radkau über Weber, „zieht sich durch sein gesamtes Werk“. (221) Vom Naturalismus Darwins sei er „beeindruckt“ gewesen, (156) den Darwinismus (236 f.) und den Naturalismus in den Sozialwissenschaften (265) habe er – wengleich nach langem Sträuben – übernommen, (579) wie man in Wirtschaft und Gesellschaft, einem Werk des „versteckten Evolutionismus“, (662) nachlesen könne: „Zu Prozessen der Evolution durch Selektion im darwinistischen Sinne, wenn auch ohne ein inneres Gesetz der Höherentwicklung, führt auch in Webers Sicht der Kampf“. (662)

Angesichts der verschiedenen Szenarios solcher ‚Rückkehr zur Natur‘ lässt sich sagen: Radkau ebnet die Differenz ein, die in der Soziologiegeschichte zwischen dem Sozialdarwinismus à la Spencer und der modernen Soziologie à la Weber besteht. Radkaus Rückbezug auf Natur – in vier Bedeutungszusammenhängen – stellt Weber in direkte Nähe zu Spencer. Dass Webers Replik anlässlich des Soziologentages 1910 auf Alfred Ploetz, den Begründer des Archivs für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, durch ein „dickes Lob“ eingeleitet worden wäre, (532) passt zu Radkaus Apotheose der Natur als animalischem Kampf: „Wenn Weber sich so entschieden dagegen wehrt, die Geschichte von unterstellten Evolutionsprozessen zu deduzieren, schließt das nicht aus, dass er – wenn auch widerwillig – zu solchen hingelangt: zu präeterminierten Entwicklungen, die nichts mit humanem Fortschritt zu tun haben und insofern naturhafter sind als die Evolutionen fortschrittsgläubiger ‚Naturalisten‘.“ (671 f.)

Radkaus naturalistisches Verständnis der Gesellschaft und der Geschichte, das er Weber unterstellt und woraus sein Menschenbild sich herleitet, ist wohl jener „besondere Gesichtspunkt“, um Weber noch einmal zu zitieren, „auf dessen Betrachtung es ihm allein ankommt.“ Die Werkbiografie wird auf die Lebensführung der Person reduziert, deren Natur jenseits von Humanität zualtererst auf Kampf und Gewalt angelegt (gewesen) sein soll. Kann denn Radkau ernstlich meinen, dies sei „die Wahrheit über Weber“, wie er im Schlusssatz seines Buches sagt, wo er hinzufügt, diese Wahrheit nehme „dem Entzauberer nichts von seinem Zauber“?

⁵ Marianne Weber: Max Weber. Ein Lebensbild, Tübingen 1926.

Rezension von Barbara Hahn*

Die Biografik ist ein schwieriges Genre. Kommt man einem Leben, einem Werk gar näher, wenn man in dieser Weise schreibt? Die Antwort auf diese Frage liegt durchaus nicht auf der Hand. Dass biografisches Schreiben Konjunktur hat, dass Biografien sich so gut verkaufen, lässt sich auch als Symptom lesen. Historisch sind Zeiten der Biografik Zeiten, in denen zu wenig Fragen bewegt werden. Zeiten, die sich in Antworten retten. Aus unterschiedlichen Gründen ist Max Weber ein eher „unwahrscheinlicher“ Kandidat für biografische Annäherung. Der erste und sehr gewichtige: Marianne Webers Lebensbild warf, wie Joachim Radkau noch einmal sehr genau zeigt, einen zu langen Schatten. Dieses Bild war monumental und wirkte daher verstellend. Wobei hier einzuwenden wäre, dass diese Wirkung auch ein Effekt der Überlieferungsgeschichte ist. Hinter dieser biografischen Arbeit verschwand die editorische. Was wüssten wir von Max Weber ohne Marianne Webers Arbeit an seinen Texten?

Ein „unwahrscheinlicher“ Kandidat ist Weber auch, weil bei ihm das Verhältnis von Leben und Werk zu oft und zu einfach als eines der Spiegelung gesehen wurde. Als eines der Kausalität. Max Weber, der in seinen Texten mit diesem Modus des Denkens oft so schlecht zurechtkam – ein Grund, warum seine Texte auch heute noch faszinieren – wurde nach seinem Tod immer und immer wieder psychisch „erklärt“: weil er psychische „Probleme“ hatte.

In dieser Argumentation schnappt die Falle der Biografik zu. Etwas wird erklärt. Etwas, das nicht erklärt werden sollte. Die intellektuelle und politische Sprengkraft von Webers Texten droht stillgestellt zu werden. Im biografischen Erklärungsmuster verschwindet zu viel. Wenn Weber keine psychischen Probleme gehabt hätte, dann. Ja, was dann? Wäre er dann „Max Weber“? Im Hintergrund lauert hier eine gefährliche Vorstellung von Normalität – ein Normalitätsdiskurs, den eine Biografie gerade aufzubrechen hätte. In Radkaus Buch fehlt hier eine Vorsicht. Und genau deshalb schlägt hier Normalität an den Punkten durch, wo in „unserer“ Kultur das Unbewusste ungestraft sprechen darf. Im Sprechen über Sexualität. Inszeniert wird dies an Frauen und Juden. Radkau unterschreibt ein christliches Geschichtsmodell. Seine Biografie ist als Dreischritt aufgebaut: Die Vergewaltigung der Natur. Die Rache der Natur. Erlösung und Erleuchtung. Ganz zeitgenössisch – zumindest für Deutschland im 20. Jahrhundert – liegt die Erlösung im Weib. In der Begegnung mit Else Jaffé von Richthofen scheint Weber zu sich zu finden. Ein säkularisierter Erlösungsmythos. Ebenfalls im Einklang mit äußerst machtvollen Ideologien im Deutschland des 20. Jahrhundert liegt die Gefahr – bei den Juden. Recht undistanziert spricht Radkau vom „Reizthema Juden“. Bei der Thematisierung des

* Barbara Hahn, Vanderbilt University, Department of Germanic & Slavic Languages, Nashville T.N.; e-mail: barbara.hahn@vanderbilt.edu.

Antisemitismus vor der Jahrhundertwende fließt ihm zu Richard Wagners „Judentum in der Musik“ die Formulierung: „– Hand auf's Herz! –“ in die Maschine. Im Gestus des undistanzierten Paraphrasierens finden sich hier Sätze, bei denen sich beim Lesen Erstaunen und Erschrecken die Waage halten: „antijüdische Ausfälle konnten als Zeichen von Mut und Aufrichtigkeit wirken: eines männlich-deutschen Gemüts, das kein Blatt vor den Mund nimmt und sich um die Sprachregelungen der feinen Gesellschaft nicht schert“. Wer spricht hier? Ganz „unbelastet“ sei die „Judenfrage‘ schon zu Webers Zeiten“ (683) nicht gewesen, so heißt es weiter. Wie kann sie das, wenn sie als „Judenfrage“ eingeführt wird? Eine ideologische Formulierung, die einer „Lösung“ harret. Es wundert dann auch nicht, wenn der Biograf beim Schreiben über Webers Ausfall gegen Rosa Luxemburg – „Rosa Luxemburg gehört in den Zoologischen Garten“ – keinen eigenen Satz findet, sondern recht lapidar bemerkt, dass diese Bemerkung „für heutige Weber-Verehrer die größte Peinlichkeit“ (777) sei. Antisemitismus – eine Peinlichkeit?

Undistanziertes Paraphrasieren ist durchaus kein Ausrutscher bei dieser Art des biografischen Schreibens. Eine Biografie, die die „Wahrheit“ über die dargestellte Person sagen will, rutscht leicht in diese Schreibhaltung. Den ganzen Menschen, „von den Börsenschriften bis zu den Liebesbriefen“ (19), will Radkau erfassen. Seine Leitfrage ist: „Wer war Weber wirklich?“ (21) Wer kann das wissen? Wer darf so etwas wissen wollen? Der Preis für diese Art der Annäherung ist hoch. Es verschwindet nicht nur historische Distanz. Es verschwindet auch die Achtung vor dem Leben eines anderen Menschen, die in der Anerkennung dessen besteht, was daran fremd bleibt. Und es verschwindet persönliche Distanz. Der Sog zur Identifizierung wird so stark, dass sie gleich im Vorwort abgewehrt wird: „Meine Frau sagte zwischendurch, meine Identifikation mit Weber werde ihr unheimlich; ich protestierte: ‚Ich bin nicht Max Weber!‘ Wie weit ich von ihm entfernt bin, spürte ich bei der Arbeit mehr denn je.“ (21)

Joachim Radkaus Buch ist sicher keine Autobiografie. Doch sind die Annäherungen so dicht geraten, dass die historische Person wie überschrieben wird. Auch sprachlich. Im Buch finden sich zu viele Kurzschlüsse, die sich in gewagten Konjunktionen manifestieren: Wir lesen von den „Seltsamkeiten des Wissenschaftsbetriebs oder des Eros“ (24); wir lesen: „Jaspers schwieg – und er starb noch vier Jahre vor Else, die neun Jahre älter war als er.“ (859) Zu viele Ausrufezeichen markieren Stellen, an denen die Argumentation abbricht. Formulierungen wie „ein Max Weber“ fallen in falsche Verallgemeinerungen. Und so bleibt am Ende der Lektüre der Eindruck, dass die historische Figur hinter seltsamen Allgemeinplätzen verschwindet: „Aber in Wirklichkeit hatte Weber Humor, wenn auch nicht in allen Lebensphasen.“ (844) Wer hat das schon? Die Biografie schießt damit an dem vorbei, was ihre Aufgabe wäre: Mit der Skizze des Lebens auch die Texte Max Webers noch einmal und aus anderer Perspektive zu öffnen.

Rezension von Gangolf Hübinger*

Max Weber gilt als genialer Kopf. Weltweit werden seine universalhistorischen Problemstellungen und seine analytischen Begriffsangebote studiert. Historiker etwa finden Anschluss an Webers Denken, wenn sie die spezifische Kulturentwicklung Europas erschließen, den Geschichtsprozess als Konfrontation einer unendlichen Menge historischer Tatsachen mit einer unendlichen Menge von Sehepunkten theoretisch begreifen oder vergangene Wirklichkeit als ein Wirkungsgefüge aus sozialen Strukturen, politischen Ordnungen und kulturellen Orientierungen empirisch erforschen wollen.

In seiner zentralen erkenntnistheoretischen Schrift, im „Objektivitätsaufsatz“ von 1904, empfiehlt Weber einen perspektivischen Zugriff auf die Geschichte: „Alle Erkenntnis der Kulturwirklichkeit ist stets eine Erkenntnis unter spezifisch *besonderen Gesichtspunkten*.“ Joachim Radkau verändert für seine voluminöse Biografie das Zitat zu „besonderen Gesichtspunkten“ (414) und nimmt ihm damit etwas die Pointe des aktiven Isolierens der vom Forscher gewählten Gesichtspunkte. Aber Radkau beherzigt Webers Maxime vorbildlich und legt zu Beginn seine „besonderen Gesichtspunkte“ offen. Sein biografisches Erkenntnisinteresse ruht auf Körperlichkeit, Sexualität und Natur. Es geht im wörtlichen Sinne dahin, Weber vom Kopf auf den Boden zu stellen. Nicht Thukydides, sondern Antaios, die Agrargeschichte ist für ihn aufschlussreicher als die Herrschaftssoziologie. Radkaus Biografie erzählt eine Geschichte von Krankheit und Kreativität, von seelischer Depression und wissenschaftlicher Disziplinierung, von sexuellen Ängsten und Wünschen, von politischen Machtfantasien und religiöser Erlösungssehnsucht.

Gegenüber allen bisherigen Weber-Deutungen, die er nicht sonderlich schätzt, entwickelt Radkau das „leidenschaftliche Denken“ Webers in einem Drama von drei Akten. Erster Akt: Weber vergewaltigt seine Natur, und der Körper rächt sich. Unbeherrschte Arbeitswut, altdeutsch-burschenschaftliche Gefräßigkeit und Saufkumpanei und sexuelle Blockaden führen den 1897 von Freiburg nach Heidelberg gewechselten Nationalökonom in die berufliche wie persönliche Katastrophe. Seine Impotenz macht ihn zur aggressiven „Weltmacht-Fanfare“ des deutschen Nationalismus. Sein Primat der „Bauern und Bodenfrage“ gegenüber Börse und Wirtschaftsrecht befördert ein „darwinistisches Naturkonzept“. Zwar verfügt die Weber-Literatur hier über differenziertere Deutungsangebote, aber Radkau folgt der Maxime, die er auch Weber zuschreibt: „Weber sah, was er sehen wollte“ (148). Was Radkau vor allem anderen sehen will, ist die „Wiedervereinigung von Geschichte und Natur“ (21).

Zweiter Akt: Die Nerven rächen sich, Webers siebenjährige Krankheit muss als tiefe Zäsur und Läuterung gewertet werden. Sie führt Weber von der kamp-

* Gangolf Hübinger, Europa-Universität Viadrina, Frankfurt an der Oder; e-mail: kuwi@euv-frankfurt-o.de.

fesfreudigen *vita activa* zur kontemplativen Sinnsuche, die ihm Welterkenntnis schenkt. Radkau gelingt hier ein famoses Stück Kulturgeschichte des „nervösen Zeitalters“, dem er bereits ein erfolgreiches Buch gewidmet hat. Fesselnd ist beschrieben, wie Max und Marianne Weber sich wechselseitig in Zeitnot und Hektik hineinsteigern und permanent über ihre Nerven und Schlaflosigkeit sinnieren. Die Angebote der Fachärzte und Kur-Kliniken, „sexuelle Neurasthenie“, die Krankheit der Zeit, zu heilen, sind so vielfältig wie allesamt bei Max Weber erfolglos. Die Kraft seiner Selbstbeobachtung und asketische Willensstärke, dazu das Loslassenkönnen vom Beruf des Hochschullehrers, bannen die „Dämonen“ und bilden die entscheidende Verklammerung von körperlich-seelischem Leiden und kreativem Werk. Der „todesbereite Kampf“ in dieser Lebensphase sei als „naturhaftes Kernelement der menschlichen Existenz“ zur Basis seiner Studien aller sozialen Beziehungen und Vergesellschaftungsprozesse geworden.

Im dritten Akt gelangt Weber durch erotische Erlösung zur wissenschaftlichen Welterfassung. Dr. Else Jaffé-Richthofen, Ehefrau des Nationalökonomens Edgar Jaffé und Lebensgefährtin von Alfred Weber, befriedigt in München, wo Weber seit Juni 1919 lehrt, endlich seinen in einem Jugenderlebnis schon gespürten Masochismus. München, das ist ganz die „legendäre Else“, kaum Revolution und Räterepublik, noch weniger die Rückkehr in den Hörsaal mit den Vorlesungen über „universale Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“ und über „Staatssoziologie“. Eine Verdichtung von Erotik, Religion und Wissenschaft hatte sich schon während seiner Freundschaft zu Mina Tobler in der „Zwischenbetrachtung“ zu den „Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie“ niedergeschlagen. In der letzten Lebensphase wird sie zur *unio mystica*, und auch Weber kann am Ende lebensgesättigt sterben. In der Bündelung dieser Linien hat das Buch eindringliche Momente.

Die Leitquelle dieses Dramas, am häufigsten zitiert, bleibt auch für Radkau Marianne Webers „Lebensbild“ ihres Gatten. Darüber hinaus stützt er sich sehr ausführlich auf bislang unveröffentlichtes Briefmaterial, insbesondere von Ehefrau Marianne an Mutter Helene. Die Biografie läuft auf die These zu: Webers Natur, sein Körperapriori und seine Selbstsorge treiben seinen „Wirklichkeitshunger“ an. Sie bahnen die Wege zur wissenschaftlichen Welterfassung, liefern die Wertbezüge und selektieren die Themen. Webers wissenschaftlicher Kampf gegen den „Naturalismus“ erscheint als zuweilen geahnter Selbstbetrug. Denn der wahre Grund und Boden seines Werkes sei die Macht der Natur. Bis in Webers Hauptwerk zu „Wirtschaft und Gesellschaft“ sei noch der „versteckte Naturalismus“ zu entdecken.

Dem Buch liegt eine immense Arbeitsleistung zu Grunde, und stark ist es in den Partien, in denen Radkau Webers intensive Selbstanalysen schildert und den Zusammenhang zwischen Eigenerfahrung und Welterfahrung, zwischen dem Habitus des ethischen Rigorismus und der Klarheit wissenschaftlichen Denkens, herstellen kann. Dazu zählen auch das sensible Porträt von Robert

Michels, die subtile Ironie gegenüber Werner Sombart und die intellektuelle Würdigung von Marianne Weber, die mit ihren Schriften über „Fichte“ und „Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung“ eine Professur verdient gehabt hätte, wäre es denn möglich gewesen.

Schwach liest sich das Buch, wenn Radkau zu Spekulationen übergeht, was oft und explizit der Fall ist, und seinen Vermutungen zu Triebstau und Onanie, erotischen Träumen und Angst vor dem Geschlechtsakt mit Ehefrau oder Geliebten freien Lauf lässt. Wenn Weber die „Wirklichkeitswissenschaft“ dahin bestimmt, „den Schleier der Illusionen zu lüften“, erscheint für Radkau dahinter eine „nackte Frau“. Zu Emile Durkheims Soziologie assoziiert er, dass auch Weber „in seinen schlimmen Jahren vermutlich von Selbstmordgedanken verfolgt wurde“. Aus der Schilderung eines japanischen Bordells in Hermann Graf Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen“ schließt er auf Webers religionssoziologische Kategorie der „akosmistischen Liebe“. Mit derart vagen Analogien und einem saloppen Sprachton sucht Radkau Distanz zu den bisherigen „Weber-Metaphysikern“ – sie „verehren“ und „zelebrieren“. Dadurch kann ihm aber auch der Gegenstand entgleiten, wie das Feld der Politik zeigt.

Für Karl Jaspers zählte Weber als „Politiker – Forscher – Philosoph“ zu den großen Deutschen, für Radkau ist er ein „Möchtegern-Politiker“. Das wüsste man gern präziser. Mit Recht wird das positive Englandbild hervorgehoben, mit dem sich Weber auch im Krieg von der Gott-straft-England-Hysterie der Kollegen urteilsstark unterscheidet. Aber in welchem Kontext steht dieses Denken? Das Register kennt den Vornamen des Englandspezialisten Schulze-Gävernitz nicht. Weitere Gewährsleute wie der Historiker und Staatsmann James Bryce, dessen zweibändige Studie über „The American Commonwealth“ Weber einschlägig genutzt hat und Premierminister William Ewart Gladstone, immerhin Webers Vorbild für den charismatischen Führer in modernen Massendemokratien, sind keine einzige Erwähnung wert. An England schult Weber seinen liberalen Imperialismus, deshalb baut sich auch nicht der behauptete Gegensatz von Weltmacht und Sozialpolitik auf. Im Gegenteil, beides stützt sich für Weber wechselseitig, daher sein durchgängiges Engagement für den Verein für Sozialpolitik.

Das Genre „Biografie“ liegt seit längerem im historiografischen Trend. Welchen Nutzen kann dabei die „Wissenschafts-Geschichte“ aus der „Lebens-Geschichte“ (Margit Szöllösi-Janze) ziehen? Für eine Geschichte des „Denkens“, eine intellectual history, wie es der Titel verspricht, vernachlässigt die neue Weberbiografie zu sehr soziale und wissenschaftliche Lebensbezüge und Werkkontexte. So Webers selbstbewusstes Bürgerbekenntnis am Beginn und seine Konzentration auf die Genese des „abendländischen Bürgertums“ am Ende seines akademischen Lebens. Oder den Habitus des „animal politicum“, den Weber in bewusster Trennung der Sphären von Wissenschaft und Politik als Beruf von Theodor Mommsen übernimmt. Nicht zuletzt den ausdauernden

Kampf, den Weber gegen den naturwüchsigen Historismus in den Kulturwissenschaften führt.

Radkau biografisch besondere Gesichtspunkte stellen Webers persönliches Leiden und die private Sorge um sich in helles, zuweilen grelles Licht. Ein Lebensbild dieses Typs führt mit viel Lesegewinn in den florierenden Bereich der „men's studies“, weniger in das Werk selbst. Auf den öffentlichen Weber, den Wissenschaftler und public intellectual, fällt bei diesem Zugriff mehr Schatten, als der Leidenschaft eines animal politicum wie auch der Wissenschaft als Beruf gebührt. Die Kulturbedeutung seines Denkens muss aus dieser Perspektive unterbelichtet bleiben.

Kommentar von Joachim Radkau: Antikritisches *

Wie sich der fromme Christ in allen Lebenslagen fragt: „Was würde Jesus dazu sagen?“, fragt sich der Weberianer bei dieser und jener Gelegenheit unwillkürlich: „Was würde jetzt Max Weber sagen?“ Zum Beispiel, wie würde er auf eine Attacke im Internet reagieren? Freunde mahnen mich, gegen Rezensionen aufzumucken sei – neudeutsch gesprochen – uncool, dagegen ein Zeichen von Stil, zu aller Kritik lächelnd zu schweigen. Aber da taucht vor meinem Innern Max Weber auf, wie stets auf Ehre bedacht, und gibt zu verstehen: Das stolze Schweigen gehört zwar zur Ehre des japanischen Samurai, nicht jedoch zur Ehre des Hochschullehrers. Ganz im Gegenteil, der soll Rede und Antwort stehen. Daher einige Worte zu den „sehpunkte“-Rezensionen meines „Weber“.

Zuerst zur Einführung von *Nils Freytag*. Ganz richtig, in dem überwiegend positiven Presseecho gab es nur einen einzigen „Ausreißer“: den vernichtenden Verriß Dirk Kaeslers im „SPIEGEL“. Da ist es nicht unangebracht, Nicht-Weberianer darüber aufzuklären, was die Weber-Insider einander ohnehin schmunzelnd zuraunen: daß Kaesler auch für seine Person seit langem an einer großen Weber-Biographie arbeitet. Wenn er – besonders deutlich in dem Schlußsatz seines Essays – seinem eigenen Opus eine Marktlücke offenhalten will, ist das nur zu verständlich. Ich selber allerdings habe mir aus der gleichen Konkurrenzsituation heraus auf den tausend Seiten meines Weber-Wälzers jeglichen, auch den aller kleinsten Seitenhieb auf Kaesler verkniffen.

Kaeslers Essay ist mehr eine Veralberung als eine Rezension, ausgehend von der Behauptung, man könne sich mit meinem Buch nicht auseinandersetzen. Wenn er jedoch in der Internet-Version seiner Attacke den Eindruck erweckt, ich nähme für mich in Anspruch, die „ultimative“ Weber-Biographie geschrieben zu haben, ist es vor allem er selber, der diese Idee aufkommen

* Joachim Radkau, Universität Bielefeld, Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie; e-mail: joachim.radkau@uni-bielefeld.de.

läßt: An keiner Stelle und mit keinem Wort habe ich einen derartigen Anspruch erhoben. Ich als Terminator im Kampf um Weber: welch eine widerwärtig pubertäre Großmannsucht! Nein, wenn ich einen Wunschtraum habe, dann einzig den, hier und da als Inspirator zu wirken, ein Fenster zu öffnen und der Forschung einen kleinen Kick zu geben. Ob das gelingt, hängt nicht nur an mir. Die bisherigen Reaktionen auf mein Buch lassen diesen Wunschtraum als nicht als ganz unrealistisch erscheinen.

Wie Nils Freytag ihn zitiert, sorgt sich Kaesler um eine „Verdunkelung des Werks durch die indiskrete Helligkeit der Bloßstellungen.“ Nun, ich bin in einem frommen lutherischen Pfarrhaus aufgewachsen. Aber selbst da wurde mit einem gewissen Vergnügen erzählt, daß den Reformator Luther die Erleuchtung, daß der Mensch Gerechtigkeit allein durch Glauben und Gnade erlange, auf dem Abort überkommen sei, als sich eine wochenlange quälende Verstopfung löste. Daß höchste geistige und niedere vegetative Prozesse intim miteinander zusammenhängen, erleben wir an uns selber alle Tage und ist kein Skandal, der den Wert eines Menschen auch nur im allergeringsten mindert.

Nun zu *Uta Gerhardt*. Mit Recht hebt sie hervor, in meiner Weber-Deutung heiße das „Zauberwort“: „Natur“. Ich weiß es zu würdigen, daß sie sich mit dem Kern meiner Konzeption, der spannungsvollen Beziehung Webers zur Natur im Leben wie im Werk, intensiv auseinandersetzt, statt sich ganz auf einzelne Episoden einzuschießen. Ein Mißverständnis enthält jedoch ihre Behauptung, ich rücke Weber „in direkte Nähe“ zu dem Naturalismus der Proto-Soziologie des 19. Jahrhunderts. Webers Absage an jenen Sozio-Naturalismus, der aus sozialen Einheiten Organismen machte, nehme ich sehr ernst. Weber war demgegenüber, wie ich immer wieder zeige, ein „Naturalist“ in einem sehr modernen Sinne: nämlich in dem, daß die realen Akteure der Geschichte für ihn stets die lebendigen Menschen blieben. Wirkliche Körper waren für ihn einzig die biologischen, nicht die metaphorischen Körper.

Nein, kein Zurück zu den organologischen Staats- und Volksideen des 19. Jahrhunderts: Eine Botschaft meines Buches besteht vielmehr in der Aufforderung, mit Weber einen Anschluß der Sozialwissenschaften an die moderne Soziobiologie und an eine zu dieser geöffneten Anthropologie zu suchen. Dabei will ich jedoch beileibe keinen „biologistic turn“ der Sozialwissenschaften predigen; vielmehr hängen mir diese ewigen „turns“ längst zum Halse heraus, wo alles, was auf „Diskurshoheit“ und Drittmittel aus ist, den gerade modischen Jargon nachplappert. Keine neuen Wissenschaftsdogmen und Wissenschaftsmaschen; dafür behutsame und auf Solidität geprüfte Brückenschläge über die Kluft zwischen Snows „zwei Kulturen“, der literarisch-geisteswissenschaftlichen und der naturwissenschaftlich-technischen. Eben dies hat auf seine Art auch Max Weber wiederholt versucht; aber da fehlte eine Wissenschaftskultur, die ihn getragen hätte.

Zum Thema „Idealtypus“: Ich sehe nicht, wo ich bestritten habe, daß Weber tatsächlich mit idealtypisch gefaßten Begriffen gearbeitet hat, wo ich doch auf

Seite 417 Webers Hinweis zitiere, daß die Sprache des Historikers ohnehin von idealtypisch zu verstehenden Worten und „Gedankenbildern“ wimmelt. Eben dies läßt sich teilweise als ein Element von Naturalismus verstehen. Wie Horst Baier in seiner Habilitationsschrift zeigte und ich auf Seite 420 erwähne, steht gerade der Webersche Umgang mit dem Idealtypus in innerer Nähe zum biologischen Denken. Um mit Helmuth Plessner zu reden: „Der Idealtypus ist eine Flucht aus dem engen Korsett der Trennung von Natur und Kultur.“ Uta Gerhardt zitiert weiter unten ohne Kommentar meine These, in gewissem Sinne bedeute auch Webers Postulat der Wertfreiheit ähnlich wie der Idealtypus die Übertragung der naturwissenschaftlichen Einstellung zum Forschungsobjekt auf die Humanwissenschaften. Ihrer Schlußthese, bei mir würde die Werkbiographie „auf die Lebensführung der Person reduziert“, möchte ich jedoch mit aller Emphase widersprechen: Ganz im Gegenteil, der Einblick in Webers geradezu schmerzhaft spannungsvolles Verhältnis zu seiner eigenen Natur wirft ein schärferes Licht auf die ganze Ambivalenz seines Verhältnisses zum Naturalismus in der Wissenschaft und damit auf eine bislang eklatant vernachlässigte Seite seines Werkes.

Nun zu der Rezension von *Barbara Hahn*. Da muß ich bekennen, daß ich sie auch nach wiederholter Lektüre nicht verstehe. Sie beginnt mit der These, in der Geschichte seien „Zeiten der Biografik Zeiten, in denen zu wenig Fragen bewegt werden.“ Das bitte ich zu erläutern! In der deutschen Geschichte waren die 1920er Jahre die erste große Zeit der Biographik – zum Wutschnauben der konservativen Historikerkunft –, während im Dunstkreis des nationalsozialistischen Führerkultes keine einzige große Biographie entstand. Eben zu dieser Zeit wurde die Biographie dagegen zum typischen Genre der deutschen Exilliteratur. Apropos: Barbara Hahns gesamte bisherige wissenschaftliche Arbeit ist stark personenorientiert, während meine Publikationen vor dem „Weber“ fast ausschließlich von Sachthemen handeln. Wenn sie die Biographik abwertet, trifft das ihr eigenes Lebenswerk weit mehr als das meinige.

Kurz darauf, nachdem Barbara Hahn von Marianne Webers „Lebensbild“ gehandelt hat, der Rätselsatz: „Hinter dieser biographischen Arbeit verschwand die editorische.“ Wie bitte? Hat Marianne nicht vor dem „Lebensbild“ in Rekordzeit die erste Gesamtausgabe der Werke Max Webers besorgt, von der die Weber-Forschung über ein halbes Jahrhundert, fast zu lange, zehrte? Mit fast jedem Satz eine neue Konfusion. Max Weber „wurde nach seinem Tod immer und immer wieder psychisch ‚erklärt‘: weil er psychische ‚Probleme‘ hatte.“ Das sprachliche Niveau will ich nicht weiter kommentieren; aber: Wer erklärte Weber „psychisch“: Parsons, Bendix, Winckelmann, Kaesler, Ringer? „Die intellektuelle und politische Sprengkraft von Webers Texten droht stillgestellt zu werden“: Wieso, wenn Weber ohnehin schon immer „psychisch erklärt“ wurde? Hat nicht Mariannes „Lebensbild“ die Ausstrahlung von Webers Werk ungemein gefördert: dadurch, dass man seither hinter dem Werk den lebendigen Menschen, sein Leiden und seine Leidenschaft sah?

Weiter: „Im Hintergrund lauert hier eine gefährliche Vorstellung von Normalität.“ Genau um diesem Eindruck von vornherein vorzubeugen – nicht aus Exhibitionismus –, habe ich mich schon zu Anfang mit dem Bekenntnis geoutet, daß ich in einer Lebensphase in mancher Hinsicht Ähnliches wie Weber durchgemacht habe. Ich meine, in dem langen Kapitel „Die Dämonen“, das von Webers schlimmster Zeit handelt, ist einiges an Mit-Leiden, aber gewiß keine pharisäische Herablassung von der Höhe einer spießigen Normalität zu spüren. Aber auch „banal“, wie von Kaesler unterstellt, war die Art seines Leidens überhaupt nicht. Ich habe mehrere mir bekannte Psychiater und Psychotherapeuten gefragt: Einen Fall wie Weber hatten sie noch nie erlebt. Auch in den Neurasthenikerakten der Jahrhundertwende, die ich für meine Nervositäts-geschichte durchstöberte, habe ich Ähnliches allenfalls sporadisch gefunden. Noch am ehesten entdeckte ich einen Präzedenzfall bei dem Kirchenvater Augustinus, der, als er dem Sexus entsagte, von nächtlichen Pollutionen gepeinigt wurde und sich dabei von Dämonen verfolgt vorkam. Das Grübeln darüber mischte sich in seine Theologie ebenso wie in die Wissenschaftslehre Max Webers: Das und nichts anderes ist der Grund, in Webers Leidensgeschichte ins konkrete Detail zu gehen.

Erst im Folgenden kommt in Barbara Hahns Rezension endlich eine klare Linie, wenn sie zunächst mir und am Ende auch Max Weber – Antisemitismus, zumindest unterschwellig, unterstellt. Das macht sie mit dem einfachen Trick, indem sie Passagen, in denen ich antisemitische Positionen jener Zeit beschreibe, als meine eigene Position suggeriert. Da sie auch über Hannah Arendt gearbeitet hat, empfehle ich ihr, Hannah Arendts Brief an Karl Jaspers vom 18. 4. 1966 zu lesen. Da nennt Hannah Arendt solche Leute, die ihren Kontrahenten ohne Grund Antisemitismus anhängen, „eine abscheuliche Gesellschaft“.

Es kommt noch toller. Zu Webers bösem Wort: Rosa Luxemburg gehört in den Zoologischen Garten“ bemerkte ich, es sei „für heutige Weber-Verehrer die größte Peinlichkeit.“ Dazu Barbara Hahn: „Antisemitismus – eine Peinlichkeit?“ Da unterstellt sie, Webers Wut auf Rosa Luxemburg habe antisemitische Motive. Diese durch nichts bewiesene These möge sie nicht nur ins geduldige Internet stellen, sondern einmal auf einer einschlägigen Tagung präsentieren. Außerdem implizieren ihre Unterstellungen mir gegenüber, daß ein Historiker mit solchen Positionen, die er nicht schärfstens zurückweise, insgeheim sympathisiere. Alles in allem das Postulat einer nicht hermeneutischen, sondern permanent schimpfenden Geschichtsschreibung; denn die Weltgeschichte verläuft nun einmal über weite Strecken höchst unerfreulich. Eine dementsprechende Dauerschimpfe wäre jedoch nicht nur unlesbar, sondern man würde auch nichts aus ihr lernen.

Aus *Gangolf Hübingers* Rezension habe ich dagegen manches gelernt. So wenn er mich dabei ertappt, daß ich Webers „besonderte“ zu „besonderen Gesichtspunkten“ banalisiert habe: Von der Sache her macht das nicht viel aus,

aber ich weiß solche kleinen Unterschiede zu schätzen. Zumal mir Hübinger im gleichen Atemzug attestiert, ich hätte Webers Maxime vorbildlich beherzigt und zu Beginn meine eigenen „besonderen“ (nämlich von der bisherigen Weberforschung abgesonderten) Gesichtspunkte offengelegt. In der Tat war es mir wichtig, mit offenen Karten zu spielen. Ich leugne nicht, daß ich meinen „Natur“-Ansatz mit einer gewissen Einseitigkeit verfolgt habe. Die Forschung kommt nur dadurch voran, daß einer ein bestimmtes Konzept mit einer gewissen Konsequenz durchhält: Andere mögen dann zusehen, wie sie die Mosaiksteinchen aus Webers Leben und Werk zu einem besseren Bild zusammenfügen. Dagegen mit Versicherungen von der Art, die Wurzeln von Webers Denken seien „komplex“, kommen wir nicht weiter. Solche Feststellungen sind prinzipiell nicht zu widerlegen; und vom Kritischen Rationalismus haben wir gelernt, daß die Falsifizierbarkeit ein Kriterium wissenschaftsfähiger Aussagen ist. Ich denke, dieses Kriterium trifft auf meine Weber-Interpretation zu. Das läßt auch die Rezension Hübingers erkennen.

Dazu nur ein Pünktchen: Hübinger schreibt, Gladstone sei mir „keine einzige Erwähnung wert“. Doch: Auf Seite 602 kommt er vor; nur im Register wurde er (sorry!) vergessen. Auch bei Weber begegnet Gladstone im Kontext „charismatische Herrschaft“ nur ein einziges Mal. Daß Weber durch diesen liberalen britischen Staatsmann wesentlich zu seinem Idealtyp des Charismatikers inspiriert wurde, erscheint mir überhaupt nicht plausibel – aber das wäre ein Beispiel für eine prinzipielle Falsifikationsmöglichkeit meiner Darstellung.

Gegen Schluß hält mir Hübinger vor, ich hätte „Webers selbstbewußtes Bürgerbekenntnis“ zu wenig beachtet. Nun kommt das Thema Bürgertum an einer ganzen Reihe von Stellen meines Buches zur Sprache; insgesamt allerdings fällt auf, daß das Bürgertum als solches für Weber weder ein Idealtypus noch ein großes Thema, überhaupt ein Thema sui generis ist. In dem voluminösen Opus „Wirtschaft und Gesellschaft“ sucht man vergeblich nach dem kleinsten Kapitel „Bürgertum“ – was hätte einst der Bielefelder Sonderforschungsbe- reich „Bürgertum“ für ein solches Kapitel gegeben!

Abschließend beanstandet Hübinger, ich hätte den „privaten“ allzusehr auf Kosten des „öffentlichen Weber“ in den Vordergrund gestellt. Vielleicht ja – das mag ein Stück Geschmackssache sein. Besonders ausführlich bin ich vor allem dort geworden, wo ich etwas Neues entdeckt hatte; das erschien mir sinnvoller, als einmal mehr in aller Breite eine Inhaltsangabe von „Wirtschaft und Gesellschaft“ zu präsentieren.

Gleichwohl möchte ich zu diesem Vorwurf zweierlei anmerken. Zum einen: Webers Ausstrahlung wirkte zu seinen Lebzeiten meinem Eindruck nach ganz wesentlich über die kleinen Kreise und pflanzte sich durch diese fort, nicht so sehr durch die große Öffentlichkeit. Und zum anderen: Ich finde die Unterscheidung „privat – öffentlich“ nicht sehr weberisch. Für Weber ist die Lebensmethodik der Kern aller großen Bewegungen der Geschichte. Heute würde man sagen: Er suchte das Politische im Privaten – und ist eben dadurch zum

Inspirator einer neuen Politikgeschichte prädestiniert. Und ihn faszinierten nicht die großen Staats- und Volkskirchen, sondern die intimeren religiösen Gemeinschaften, die an urwüchsige Formen der Vergesellschaftung anknüpfen, und wo die Grenze zwischen „öffentlich“ und „privat“ nicht existiert. Ich meine, nicht zuletzt dort erkennt man einen fundamentalen Zusammenhang zwischen seinem Denken und seiner Lebenserfahrung.

Last but not least darf ich daran erinnern, daß die Max Weber Gesamtausgabe (MWG), in deren Areopag Hübinger als Nachfolger Wolfgang Mommsens aufgerückt ist, in ihren mit unendlicher Mühe editierten Briefbänden auf der „Philosophie“ beruht, alle Lebensäußerungen Webers seien potentiell bedeutsam. Dieses Konzept ist jedoch bislang von keinem Biographen eingelöst und überhaupt die gewaltige MWG von der bisherigen Forschung merkwürdig wenig benutzt worden. Das Gros der üblichen Forschungsansätze kam eben mit den Weber-Ausgaben meiner Studentenzeit aus.

Vielleicht trägt mein „Weber“ ein wenig dazu bei, daß das immense Arsenal der MWG künftig etwas ausgiebiger ausgeschöpft wird – und sei es, um mein Opus zu widerlegen. Mariannes „Lebensbild“ hat zu einer Zeit, als die unmittelbare Erinnerung an Weber schwächer wurde, sein Bild in den Köpfen neu belebt, gerade auch durch die aufwühlende Schilderung, wie bei Weber „Höllenfahrt“ und geistige Auferstehung intim zusammenhingen. Ich denke, auch eine heutige Weber-Biographik, die dieses alte Thema mit neuen Zugängen wieder aufgreift und dem Wechselspiel von Erkenntnis und persönlicher Erfahrung nachspürt, könnte ihr Teil zur Wiederbelebung Webers beitragen.

Replik von Uta Gerhardt

Dass Radkau sein Antikritisches mit einem Unterton des *Anti* bei seiner Kritik an den Rezensenten (und sogar dem Vorspann) vorbringt, möchte ich nicht kommentieren. Meine Replik betrifft nur zwei Missverständnisse in seiner Entgegnung, die wegen der Bedeutung Webers für die moderne Soziologie (und Geschichte) berichtigt werden sollten.

Das eine Missverständnis ist, dass ein Autor, der sich mit Weber befasst und etwa eine voluminöse Biographie über Weber schreibt, eo ipso auch Weberianer wäre. Radkau sagt nur über Andere, dass sie sich für Weberianer halten wie die Christen, der sich an Jesus' Worten orientieren. Er karikiert einen Kollegen, der sich anheischig mache, „Nicht-Weberianer darüber aufzuklären, dass er (Radkau) von sich meine, die immer noch ‚ultimative‘ Weber-Biographie geschrieben zu haben.“ Es steht außer Frage, dass Radkau sich als Weberianer fühlt.

Gegenüber Radkaus Bekenntnis zur Soziobiologie muss man unterstreichen, dass seine Erkenntnisabsicht, die „mit Weber einen Anschluss der Sozialwissenschaft an die moderne Soziobiologie und an eine zu dieser geöffneten Anthropologie“ sucht, nicht in die Tradition Webers passt. Obwohl die vermuteten

oder gar behaupteten Anschlussstellen für diese Anschlussuche nicht genannt werden, kann man vermuten, dass die in den USA entstandene jüngere Soziobiologie, die nach genetisch verankerten gesellschaftlichen Handlungspotentialen fragt, und die seit den vierziger Jahren vorliegende Humananthropologie, die eine Entlastungsfunktion gesellschaftlicher Institutionen unterstellt, zu den solchermaßen empfohlenen und mit Webers sozialwissenschaftlichem Ansatz unvereinbaren soziobiologischen Lehren gehören.

Diese Lehren sind – wegen ihres Wirklichkeitsverständnisses – mit der methodologischen Begründung der Soziologie (Sozialwissenschaften) unvereinbar, die Weber an die Stelle der biologisch-soziologischen Theoreme Auguste Comtes und Herbert Spencers setzte. Man dreht das Rad der Soziologiegeschichte um über hundert Jahre zurück, wenn man – ausgerechnet in einer Biographie über Weber – jene Lebensleistung Webers relativiert, die der Überwindung des Sozialbiologismus galt. Webers Philippika gegen Alfred Ploetz anlässlich des Ersten Deutschen Soziologentages im Jahr 1910 – wenn Radkau den Text zu Ende gelesen hätte – hätte überzeugen müssen, dass ein Anschluss der Sozialwissenschaften an die moderne Soziobiologie mit Weber nicht zu machen ist. Natürlich kann ein sozialbiologisch interessierter Kulturosoziologe eine Biographie über Weber schreiben – nur macht ihn dies nicht zum Weberianer.

Das zweite Missverständnis betrifft den Begriff der Natur. Radkau konzediert, meine Rezension habe sein Erkenntnisinteresse angemessen widergegeben, Webers Naturbegriff zu fassen bzw. Weber in den Zusammenhang eines sozialwissenschaftlichen Naturalismus zu stellen. Allerdings scheint es problematisch, in den Schriften – und im Leben – Webers nicht nur einen, sondern vier verschiedene Dimensionen der Natur zu orten. Die vier Bedeutungsebenen, die die Natur in Radkaus Darstellung erhält, passen nicht zusammen. Die vegetative oder psychosexuelle Seite – sofern hier überhaupt Natur am Werke ist – passt nicht zum Animalischen und Aggressiven, einer zweiten Dimension, die bei Weber vorläge. Das Triebhaft-Hedonistische (Stichwort Hassliebe) wiederum passt nicht zur Natur als Schicksal, einer kosmischen Macht, die „keine Gnade kennt“, sich gar „rächt“, wie Radkau – mit Marianne Weber – meint. Und wenn der Naturalismus Darwins sich in Webers „verstecktem Evolutionismus“ (ohne Fortschrittsglaube) und in Kampf als Grundbegriff seiner Soziologie ausdrücken sollte, so ist dies keinesfalls eine Natur, die als Schicksal aufzufassen oder gar der Rache bei etwaiger so genannter Vergewaltigung der Natur fähig wäre. Dies mag zwar im Lebensbild behauptet werden. Aber aus der Perspektive der modernen Soziologie, wie sie durch Weber begründet wurde, muss man immer auch nach den begrifflichen Konstrukten fragen, die verwendet werden, und sich dabei bewusst bleiben, dass es sich um begriffliche Konstrukte handelt – idealiter eben auch Idealtypen. Jedenfalls sollten atavistische Vorstellungen über die Natur, wie sie zur Zeit der Neurasthenie-Apotheose des Psychiaters Möbius – einer dubiosen Figur der Psychiatriege-

schichte – um die vorige Jahrhundertwende grassierten und noch bis in die Nazizeit hinein eine gewisse Überzeugungskraft hatten, durch Zitate aus teilweise zweifelhaften Lehrbüchern nicht sozialwissenschaftlich hoffähig gemacht werden.

Eine letzte Bemerkung: Dass Weber Idealtypen verwendet, hat Radkau nicht bestritten, und ich habe ihm nicht unterstellt, er hätte es getan. Aber er erkennt, dass eine Biographie, die Webers Werke berücksichtigt, deren idealtypische Argumentführung wahrnehmen und zum Thema machen muss. Die Vermutung, Weber habe hinsichtlich Idealtypus „eine spontane Naturanlage zu derartigen ‚Gedankenbildern‘“ als den „damals neuesten Stand der Evolutionsforschung“ angesehen, ist kein vollgültiger Ersatz für ein textgenaues – und dabei den auf Idealtypen bezogenen Aufbau der Texte Webers berücksichtigendes – Verständnis der Werke.